



Digitale soziale Medien und der Sprachwandel im Licht von Mündlichkeit und Schriftlichkeit

SUSANNE FUCHS, STEFANIE JANNEDY & ANDRÉ MEINUNGER¹

Kaum etwas war für die deutsche Sprache prägender als Luthers Bibelübersetzung und die Erfindung des Buchdrucks. Schriftlichkeit, Schriftkultur, Literalität und Alphabetismus sorgten für eine Konservierung von Sprache – von Sprachstrukturen und Wörtern. Die Verfügbarkeit und Verständlichkeit der Heiligen Schrift hat einerseits für eine maßgebliche sprachliche Vereinheitlichung gesorgt. Davor gab es keinen im gesamten deutschen Sprachraum gültigen Standard. Andererseits hatte der wachsende Gebrauch von Schrift durch eine größere Menschengruppe eine extrem konservierende und retardierende Wirkung auf den Sprachwandel, der in der Zeit davor viel schneller vorstättenging. Die konservativsten – wenn man so will – die ältesten Sprachen, diejenigen, die sich am wenigsten über die letzten Jahrhunderte oder gar Jahrtausende verändert haben, sind diejenigen mit einer starken Schrifttradition.

Deswegen gilt in vielen Fällen, dass Sprachveränderung erst im Mündlichen und dann im Schriftlichen stattfindet. Aber gibt es auch den umgekehrten Fall, dass Schrift(lichkeit) zum Auslöser von Sprachwandel werden kann?

Die alten Sprachen, die wir kennen (Latein, Altgriechisch, Sanskrit etc.) kommen ohne Artikel aus – so wie viele moderne Sprachen heute auch (z.B. Russisch, Polnisch, Türkisch). Ausdrücke wie *der, die, das – einer, eine, ein* im Deutschen beispielsweise sind neuere Erscheinungen. Die definiten Artikel entstehen meist aus Demonstrativpronomen wie *dieser*, die indefiniten aus dem Zahlwort für *Eins*. Das Artikelsystem im Deutschen wird einerseits immer ausgefeilter, andererseits aber auch regelmäßiger und damit unter einer bestimmten Perspektive einfacher. Das Wissen um (In-)Definitheit ist Schulstoff: *die* versus *eine*, *das* versus *ein*. Grammatiker/-innen argumentieren, dass sich die Opposition einfacher, definit

¹ Die Autoren sind in alphabetischer Reihenfolge gelistet, Fuchs & Jannedy gehören dem FB1: Laborphonologie an und Meinunger dem FB3: Syntax und Lexikon.

Gebrauch (*der Tisch, die Kanne*) versus demonstrativer Gebrauch (*dieser Tisch (da), diese Kanne (hier)*) inzwischen auf den infiniten Bereich ausgedehnt hat: *ein Pullover, eine Jacke* existiert neben der indefiniten Demonstrativvariante *son Pullover, sone Jacke*. Die Orthographie verlangt noch *so ein* bzw. *so eine* zu schreiben, aber im mündlichen Sprachgebrauch werden beide Wörter zusammengezogen und es ist abzusehen, dass die Rechtschreibung irgendwann nachzieht, so wie bei *zur für zu der* oder *ans für an das*. Ausgesprochen wird eine Silbe: *zur* oder *son*. Im eben genannten Beispiel geht Aussprache Schreibung voraus.

Nun zur Umkehrung »Schreibung verändert Aussprache«². Inzwischen haben Sprachpfeleger/-innen und Sprachwissenschaftler/-innen festgestellt, dass es Formen gibt wie: *ne Tasse, nen Hund*. Dabei wird der indefinite Artikel verkürzt: *eine Tasse, einen Hund*. Was ist aber bei *nen Foto, nen Paket, nen Kompliment*? Hier kann keine »normale« Verkürzung vorliegen: *einen Foto, einen Kompliment* sind unmöglich oder eben inkorrekt. Der Grund kann folgender sein: Beim Normal-schnell-sprechen wird nur ein *n* realisiert, auch in der deutschen Standardaussprache und schon seit längerer Zeit: *Ich mach dir n Kompliment. Sie hat n neues Auto*. Gesprochen ist das »normal« bzw. üblich, geschrieben ist es unüblich. In der deutschen Rechtschreibung gibt es ein Prinzip, dass ein geschriebenes oder sogenanntes orthographisches Wort nicht aus nur einem einzigen Buchstaben bestehen darf. So kommt es auch zu den Wörtern wie *fürs, zur, ums*, bei denen sich das Zusammenschreiben anbietet. Ungeklärt sind jedoch Fälle wie: *Ich mach dirn Kompliment* oder *Ich mach dir Nkompliment*? Der lautsprachliche Artikel *n* findet kein Wort, um sich in der geschriebenen Form sinnvoll mit ihm zu verbinden. Der Ausweg ist die »Aufblähung« des *n* zu einem passablen orthographischen Wort, das dann selbständig stehen kann: *Ich mach dir nen Kompliment. Ich schick dir gleich mal nen Foto*. In der Tat wurden diese Formen zuerst viel häufiger in schriftlichen Äußerungen festgestellt als in gesprochener Sprache, in der sehr wahrscheinlich eher die betonte Silbe *ei-* als die unbetonte Silbe *-nen* überlebt hätte. Die neue Artikelform wird immer häufiger auch in gesprochener Form festgestellt. Damit wird das Artikelsystem auch ein kleines Stück einheitlicher: *nen* ist Maskulinum und Neutrum zugleich; zukünftig wohl auch Akkusativ und Nominativ zugleich. Es sieht so aus, dass in diesem Fall die Schreibung einen Minisprachwandel (mit-)auslöst. Das Entscheidende dabei ist das Medium der Über-

2 Vogel, Petra M. (2006): »Ich hab da nen kleines Problem!« – Zur neuen Kurzform *nen* des indefiniten Artikels im Deutschen. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 73: 176–193.
Hole, Daniel; Klumpp, Gerson (2000) Definite type and indefinite token: the article *son* in colloquial German. *Linguistische Berichte* (182) 231–244.

tragung: Es ist in der konzeptuellen Mündlichkeit zu verorten, wird aber medial durch Schrift übermittelt, mit Smartphone, Tablet, Laptop etc. Die Formen finden sich nicht in Zeitungen und formalen Texten, sondern in digitalen sozialen Medien. Dort kann der Wandel sogar noch einen Schritt weitergehen. Durch die Begrenzung von Zeichen beim Senden von Twitter-Kurznachrichten wird *1* geschrieben, wo *eins, einer, einem, eine* stünde: *Was ist das für 1 Leben? Das hier ist 1 Text, geschrieben von 1 Autorin.* Kann das die gesprochene Sprache hin zu einer einzigen einheitlichen Form [ain] beeinflussen? Es gibt bereits Formen, bei denen Buchstaben oder Buchstabenkombinationen durch Zahlen ersetzt werden, die gleich ausgesprochen werden, also gleich lauten: Im Englischen zum Beispiel steht *K9* für *K-nine*, also das Wort *canine* und bedeutet hundeähnlich oder *2 late* steht für *too late*, zu spät und *1derful* für *wonderful*. Derlei schriftliche Wortspielereien sind auch im Deutschen zu beobachten, *das ist meins* wird zu *das ist m1* oder *Gute Nacht* zu *Gute N8*, oder *3st* steht für *dreist*. Hier ist also ebenso ein Spiel mit der Lautung zu beobachten, das für nicht-Initiierte zunächst fremd oder unlesbar erscheint, obwohl eine gewisse Logik dahintersteckt.

Innerhalb der geschriebenen Erscheinungsform von Sprache liegen Zahlen vollkommen im Trend. Außerdem werden reine Wort- und Buchstabenketten immer mehr von Logo – und Piktogrammen durchsetzt.

Hinzu kommt, dass die grammatischen Endungen in unbetonten Silben auditiv nicht sehr salient und auffällig sind, so dass *einen* auch als *ein* verkürzt ausgesprochen werden kann, und dennoch als *einen* erkannt wird. Das führt bei manchen, insbesondere jüngeren Sprechern zu einer sprachlichen Unsicherheit, welche Formen nun korrekterweise benutzt werden sollten. Ähnliche Unsicherheiten sind ebenso bemerkbar in der Duden-konformen Verwendung der Dativendung –n in *Herrn* wie in *Ich möchte gerne Herrn Meier sprechen*. Auch hier ist auffällig, dass viele Jugendliche, egal welcher sprachlichen Herkunft, die Formen reduzieren zu *Das gehört Herr Müller*. Es ist plausibel anzunehmen, dass das kleine angehängte *n* zur Markierung des Dativs auditiv nicht sehr auffällig ist und beim Lernen quasi überhört wird. Darüber hinaus ist es beinahe nur noch in der Schule üblich, Erwachsene mit Herr oder Frau zu titulieren, der Freundeskreis der Eltern, Trainer/-innen oder andere Bezugspersonen hingegen werden sehr häufig geduzt. Daher entfällt das grammatisch regulierende Einschreiten der Eltern, das in der Schule kaum gewährleistet werden kann.

Während die neue Artikelform das grammatische System betrifft, gibt es aber auch Beobachtungen, in denen Schriftlichkeit den Sprachgebrauch verändert. Lange war die Verwendung von Schimpfwörtern ein ziemlich untrügliches Kennzeichen gesprochener Sprache. Vor kurzem ist am ZAS ein populärwissenschaftliches Buch entstanden, das vom

Dudenverlag in Auftrag gegeben wurde, in dem es ums Schimpfen, Schimpfwörter und verbale Aggression aus linguistischer Perspektive geht³. Der Gebrauch derartig emotionaler Ausdrücke ist fast immer ein Zeichen von Spontaneität, wie sie dem Mündlichen eigen ist. Das Vorkommen in literarischen Texten ist eine Ausnahme. Allerdings werden dort diese Wörter und Wendungen als künstlerisches Mittel eingesetzt, um Spontaneität zu simulieren, um Expressivität zu erzeugen, die Sprache »kraftvoll« zu machen. Das ist der Grund, warum frühere sprachwissenschaftliche Untersuchungen zu Schimpfwörtern oft eher philologisch und literaturtheoretisch orientiert waren.⁴ Das gegenwärtige Interesse der Sprachforschung an Schimpfwörtern ist datengestützt korpus- und psycholinguistisch ausgerichtet. Forscher/-innen haben festgestellt, dass die neuen Medien großen Einfluss auf die schriftliche Verwendung von Schimpfwörtern haben.⁵ Zum einen ist durch soziale digitale Medien (z.B. Facebook, Instagram, WhatsApp, Twitter, Chats...) eine quasi mündlichkeitsähnliche Kommunikation möglich: große Vertrautheit der Kommunizierenden; verhältnismäßig hohe Privatheit des Kanals. Das setzt die Hemmschwelle für den Gebrauch von stigmatisierten und tabubeladenen Wörtern herunter (siehe u.a. auch die Schimpffiraden des US-Präsidenten Donald Trump im April 2018, der den ehemaligen FBI-Chef James Comey auf Twitter einen *Kotzbrocken* (»slimeball«) nennt). Der erhöhte Gebrauch von aggressiven Äußerungen und die damit verbundenen Wahrnehmungen führen dazu, dass Schimpfen salonfähig wird. Die Hemmschwelle beim Tabu sinkt, ein Gewöhnungseffekt tritt ein. Das ist eine typische Situation bei der Initialisierung von Sprachwandel (u.a. Keller u.a. 2003⁶). Es ist zu erwarten, dass sich die »Qualität« der verbalen Aggression erhöhen wird: Es wird, um den gleichen Effekt zu erreichen, mehr geschimpft und es wird zu stärkeren, verletzenderen Ausdrücken gegriffen werden.

Andererseits ist es sehr leicht, im Internet inkognito, also unerkannt zu bleiben. Man kann sich einen Phantasienamen geben und als Phantom agieren. Dadurch, dass es immer mehr Kommentar- und Bewertungsfunktionen auf offiziellen Seiten gibt (youtube, Amazon, quasi bei allen online zu konsumierenden Magazinen u.v.m.), wächst die Möglichkeit,

3 Meinunger, André (2017). *Sie Vollpfosten!* (Duden Sprachwissen). Mannheim, Berlin: Duden, Bibliographisches Institut.

4 Havryliv, Oksana (2003) *Pejorative Lexik. Untersuchungen zu ihrem semantischen und kommunikativ-pragmatischen Aspekt am Beispiel moderner deutschsprachiger, besonders österreichischer Literatur.* Frankfurt (Main).

5 Dynel, Marta (2012) Swearing methodologically. The impoliteness of expletives in anonymous commentaries on YouTube. *Journal of English Studies* 10: 25–50.

Jenkins, Henry (2006) *Convergence culture: Where old and new media collide.* New York: New York University Press.

6 Keller, Rudi (2003) *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache.* 3. Auflage. Francke, Tübingen.



Abbildung 1:
Aggressive Piktogramme, die
in sozialen digitalen Medien
verwendet werden.

»Stinkefinger«⁷

»zum Kotzen«⁸

Dinge zu äußern, ohne sich dafür verantworten zu müssen. In diesem Kontext fällt es sehr leicht, aggressiv aufzutreten – mit Sprache, aber auch mit Zeichen (der Stinkefinger wurde erst 2014 für das Smartphone vom Unicode Konsortium genehmigt).

Heute haben wir durch Neuerungen in der Unicode-Kodierung ganz andere Möglichkeiten, die Lücke zwischen konzeptioneller Mündlichkeit und medialer Schriftlichkeit zu schließen, denn diese Lücke schwindet zunehmend mit Kommunikationsmedien wie Twitter oder WhatsApp. Insbesondere hat die Erfindung von Emojis, also von Piktogrammen bzw. Ideogrammen dazu geführt, dass ein/e Schreiber/in das Geschriebene durch ein Emoji emotional kommentieren kann. Emojis sind keine neuzeitliche Erfindung, sie sind schon seit 1893 als sogenannte (Schrift-)Setzerscherze bekannt. Smilies, Herzen, Blümchen und Daumen-hoch-Zeichen sind heute genauso wie Beschimpfungen und abwertende Darstellungen aus der schriftlichen Kommunikation nicht mehr wegzudenken und gehören zur Alltagssprache wie jedes gesprochene Wort. Sie gehören in Form von Piktogrammen auch zur Schriftsprache, die somit ihren Beitrag zum Sprachwandel leistet.

Insbesondere in den sozialen Netzwerken, in denen es darauf ankommt, sich besonders kurz und prägnant zu fassen, finden besondere Codes und Spielereien Anwendung. Man bedenke, dass erst in den 90er Jahren, also vor knapp 30 Jahren, das Internet für »alle« zugänglich wurde, und ab da auch Computer in normalen Haushalten zu finden waren. Davor waren insbesondere in den USA sowohl das Internet als auch die Computernutzung zumeist dem Militär und der wissenschaftlichen Gemeinschaft vorbehalten. So gab es schon Anfang der 80er Jahre in bestimmten Nutzergruppen sogenannte Emotikons (von Emotion = Gefühl und icon = Bild, somit »emotionales Bild«), also Gesichter, die sich z. B. aus Semikolon, Minus und Klammer zusammengefügt haben. Damit ließen sich unterschiedliche Lesarten einer Nachricht kodieren, z. B. ob sie positiv oder negativ aufzufassen oder ironisch gemeint war: Er ist weg! ;-) versus Er ist weg! ;-(. Erika Linz von der Universität Bonn sagt im Deutschlandfunk, dass das Emotikon nicht nur Emotionen kodiere, sondern eine Art Kommentarfunktion übernehme.⁹ Schnell war den Macher/-innen Mitte der 90er Jahre klar, dass das Fehlen von stimmlichen Merkmalen und wahrnehmbarer Gesichtsmimik (wie beim Telefonieren) sowie die Kürze der Texte zu Missverständnissen führen kann, wenn

⁷ <https://images.emojiterra.com/google/android-oreo/512px/1f595.png>

⁸ <https://images.emojiterra.com/google/android-oreo/512px/1f92e.png>

⁹ http://www.deutschlandfunkkultur.de/das-emoticon-wird-35-mehr-als-nur-mondgesichter.932.de.html?dram:article_id=396179



Abbildung 2:
Wortwolke aus 1000 zufällig
ausgewählten Wörtern mit
mindestens 3 Buchstaben-
wiederholungen eines
Bloggerkorpus¹⁰

man manche Aussagen ohne Kontextualisierung oder Kommentar beließe. Solche Sachverhalte (Verkürzung, Nichtverfügbarkeit von kontextuellen Verständnishilfen) führten zu mehr Kommunikationsproblemen, weil man leichter fehlinterpretiert werden konnte.

Die ursprüngliche Einschränkung, die schriftliche Sprache im Vergleich zur mündlichen Sprache hat, prosodische Informationen wie Einstellungen, Emotionen und Ironie darzustellen und weiterzugeben, wurde kreativ kompensiert. In unserer Studie von einem im Jahre 2004 aufgenommenen englischen Bloggerkorpus fanden wir neue formale Mittel in der Schreibung, wie Buchstabenwiederholungen und Großschreibungen.¹⁰ Etwas besonders Schönes kann zu »so tooooooo!!!!!!« oder »so TOOLLLLLL!!« werden und das wird insbesondere von jungen Benutzerinnen und Benutzern eingesetzt. Wir als Sprachwissenschaftler/-innen gehen davon aus, dass Buchstabenwiederholungen in gesprochener Sprache der Hervorhebung eines Wortes durch eine längere Dauer entsprechen. Im Schriftlichen erreichen sie sicher ein Maß der Dinge, dass die mündliche Sprache bei weitem übertrifft, denn im genannten Beispiel »so TOOLLLLLL!!« werden Sprechende das »!« sicher nicht 7 Mal so stark längen, um es zu betonen. Die obige Abbildung zeigt eine Wolke an häufig auftretenden Wörtern aus unserer Studie, in denen Buchstabenwiederholungen auftreten. Dafür wurden zufällig 1000 Wörter ausgewählt, in denen Buchstabenfolgen vorkamen. Wörter, die größer geschrieben dargestellt werden, entsprechen Wörtern, die besonders häufig auftreten (z.B. soooo, hmmm) und Wörter mit kleinerer Schriftgröße treten weniger häufig auf (die Häufigkeit ist hier logarithmisch dargestellt).

Die visuelle Längung ist das Äquivalent eines Kommentars, wie das Geschriebene von Lesenden erfasst, interpretiert und innersprachlich realisiert werden sollte. Diese visuelle Längung dient zur Emphase des Gesagten, ebenso wie die Großschreibung einiger Wörter oder Buchstaben, um für die Lesenden z.B. Lautstärkenverhältnisse visuell darzustellen, die eine besondere Lesart ermöglichen.

Es ist also sehr stark anzunehmen, dass durch die weltweite Verbreitung von digitalen sozialen Medien, der schriftsprachliche Wandel immer schneller vorangetrieben wird und in Zukunft dem mündlich ausgelösten Sprachwandel in Schnelligkeit und Kreativität nicht sonderlich nachsteht. Wir gehen weiterhin davon aus, dass Wandel in der Schriftsprache,

¹⁰ Fuchs, Susanne, Egor Savin, Uwe D. Reichel, Cornelia Ebert & Manfred Krifka. 2018. Letter replication as prosodic amplification in social media. In Belz, Malte, Susanne Fuchs, Stefanie Jannedy, Christine Mooshammer, Oxana Rasskazova & Marzena Zygis (eds.), Proceedings of the conference: Phonetics and phonology in the German-speaking countries, 65–68. Berlin: HU



Dr. Susanne Fuchs
 Dr. Stefanie Jannedy
 PD Dr. André Meinunger

insbesondere in den sozialen Medien, auch gesprochene Sprache beeinflussen kann, so wie es heute schon in der Sprache der Computerspieler der Fall ist – man sagt »g-g« und meint »good game« oder man sagt »lmao« und meint »laugh my ass off« [es ist sehr lustig]. Welche Formen genau entstehen und sich durchsetzen werden, bleibt abzuwarten, denn wir haben jetzt schon gesehen, dass Schriftlichkeit ein Eigenleben entwickeln kann. Für die Linguistik werden digitale soziale Medien unter anderem auch ein Prüfstein für existierende Modelle der Sprache, ihres Wandels, von Multimodalität und Multilingualität sein.

DR. SUSANNE FUCHS

ist Forschungsbereichsleiterin der Laborphonologie am ZAS. Sie studierte Sozialpsychologie, Sprechwissenschaften und Theaterwissenschaften/Kulturelle Kommunikation in Jena und Berlin, promovierte am Queen Margaret University College in Edinburgh und verbrachte ihren Postdoc am GIPSA-lab in Grenoble. Gegenwärtig untersucht sie mit anderen Forschenden prosodische Modulationen in der Schriftsprache sozialer Medien.

DR. STEFANIE JANNEDY

ist Wissenschaftlerin in der Laborphonologie-Gruppe am ZAS. Sie studierte Anglistik, Germanistik und Sprachlehrforschung in Hamburg und promovierte in Allgemeiner Linguistik mit dem Schwerpunkt Phonetik an der Ohio State University in Columbus, OH (USA). Während und nach der Promotion arbeitete sie in den Bell Labs in den USA. In ihrer derzeitigen Forschung im Bereich Soziophonetik beschäftigt sie sich mit urbaner Jugendsprache sowie Spracheinstellungen.

PD DR. ANDRÉ MEINUNGER

hat Linguistik in Leipzig und Genf studiert und in Potsdam promoviert. In Leipzig hat er sich außerdem habilitiert und ist als Privatdozent tätig. Seine Spezialgebiete sind Grammatik, vor allem die Syntax des Deutschen, und Sprache in der Öffentlichkeit. Was das Letztgenannte betrifft, hat er sich zu Sprachpflege und Sprachkritik, zum Diskurs Sprache und Gender(n) und zum Schimpfen (verbale Aggression) geäußert.